

(Nachdruck verboten.)

## 33] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.  
Von Robert Schweichel.

Heimkehrende Marktleute brachten die Kunde von dem Geschehnis nach Ohrenbach. Der ehrwürdige Pfarrer Nepomuk Bodel erfuhr davon durch seine Köchin, die Jungfer Apollonia, als er nach überstandener Beichte bei seinem Mittagsmahle saß. Es bestand aus einem vortrefflich zubereiteten Hechte, und er schmackte bei dem Hochgenuß mit den wulstigen Lippen, und sein feistes Gesicht, dessen Doppellinn über den Krügen des Pfarrrodes quoll, strahlte. Es beschwerte sein Gewissen nicht, daß der köstliche Hecht einem heimlichen Fischzuge entstammte, den die Bauern von Endsee nächtlicherweise in dem Leiche des Schultheißen gethan hatten. Offiziell mußte er nicht darum und er hütete sich, danach zu fragen, wie er dem Ursprung der Fische, oder Kestheule nicht nachforschte, die Jungfer Apollonia ihm zuweilen aufstischte. Des Lebens Mai war für sie schon eine Weile abgeblüht, hübsch mochte sie nie gewesen sein, aber sie war von üppigem Wuchse und hatte lusterne Augen. Wie eine so ausgezeichnete Köchin nur im Stande sein konnte, Seine Ehrwürden bei dem Fischessen mit der Nachricht von der Verhaftung Käthe's zu überfallen? Wenn ihm nun eine Gräte im Halse stecken blieb? Ueberdies, was kümmerte ihn das Mädchen? Aber der Hecht war so schmackhaft, so würzig, daß er, nachdem er den Bissen, an dem er eben laute, glücklich in den Magen befördert hatte, seine in dem Fett der Wangen versunkenen Neugelein voll Anerkennung auf die Künstlerin richtete. „Wirklich fürtrefflich, Vollchen,“ sagte er, und weil der Fisch, seiner Natur gemäß, schwinmen wollte, griff er zum Weinkrug und that einen tiefen Zug.

„Haltet Maß,“ warnte ihn Jungfer Apollonia kühlen Tones. „Den sauren Pehntenwein im Keller möget Ihr nicht und von diesem da möchte es leichtlich der letzte Krug sein. Kümmer't Euch nicht, daß die Käthe Kueffer, wie es scheint, verrückt geworden ist, und eigentlich war sie es immer, schnupperte sie doch mit ihrer Stumpfnase immer gar hoch in der Luft und sah über andere Leute weg, als ob sie nicht da wären — nu, so gefällt es Euch vielleicht besser, daß mir die Sonnenwirthin, die unverschämte Person, rund heraus erklärt hat, als ich neulich die letzte Maß von ihr holte, daß sie nicht länger borgt. Euer Kerbholz sei voll über und über.“

Herr Nepomuk setzte den Krug mit verbüßtem Gesicht ab. Jungfer Apollonia aber verfolgte sich, indem sie sich ihm gegenüber mit beiden Fäusten auf die Tischplatte stützte: „Verwundert Euch das? Wie einer in den Wald hineinschreit, so schallt es heraus. Ihr vermeint, daß Ihr die Bauern nach Herzenslust abanzeln könntet, und sie hängen Euch den Brotkorb höher. Es muß 'mal gesagt werden, damit Ihr endlich 'mal vernünftig werdet. Ihr seid doch auch eines Bauern Sohn und solltet sie doch kennen. Ich hab' Euch schon mehr wie einmal gewarnt. Was sie Euch zu geben schuldig sind, na das geben sie, aber vom Schlechtesten und kein Fisel davor. Und mir denkt, lang werden sie's überhaupt mit mehr thun. Wenn ich iht mal was brauch' und zu den Weibern gehe, was krieg ich? Schliche Gesichter und muß bitten und betteln, wenn ich nicht mit leeren Händen wieder mich trollen will.“

„Aber, Vollchen, was soll ich denn machen?“ fragte Seine Ehrwürden kläglich. „Ich kann doch nicht zulassen, daß sie von dem wahren Glauben abfallen und dem Teufel in den Rücken laufen?“

„Ach was, könnt' Ihr's denn hindern?“ fragte seine Köchin ungeduldig. „Lasset sie schmoren, wenn sie es nit anders wollen. Ihr seid doch nicht des Teufels Küchenmeister. Zuerst muß der Mensch leben. Oder warum sonst wäret Ihr von Eures Vaters Schweinen fort und dem fahrenden Schulmeister nachgelaufen?“

„Daß sich Gott erbarme,“ stöhnte er und drehte die Neugelein zu der verstaubten Stubendecke hinauf. „Wir Buben mußten für den Meister betteln und stehlen und unser Antheil waren Hunger und Prügel.“

„Ihr werdet's auch ungeschickt angefangen haben,“ ver-setzte Apollonia rücksichtslos. „Just wie am Nischermittwoch,

wo Ihr durch Euer Betteln auf dem Predigtstuhl dem Faß, das Euch tränken soll, vollends den Boden ausge schlagen habt. Was streichet Ihr die Ohrenbacher wider das Fell, da sie doch die Schlüssel zu Eurer Speiskammer im Sack haben? Dem Dorfmeister sein Bruder ist auch geistlich, aber er predigt der Gemein, wie sie es verlangt. Das thun schon die meisten auf den Dörfern und die Bauern stehen zu ihnen und wissen halt nit, was sie ihnen Liebes und Gut's thun sollen. Habt Ihr Angst vor dem Bischof? Wundern würd's mich nit bei Eurem Fetz. Er hat den Deutschlin und den Komonthur in den Vann gethan, aber kein Härlein ist ihnen verjengt, und auch der Rath läßt sie gewähren. Was, zum Henker, könnt' Ihr dem Bauernpad nit auch zum Maul reden?“

„Und Rom? Und mein Gelübde? Du vergiffest Dich, Apollonia, und den Rock, den ich trage.“ Sein Versuch, einige Würde anzunehmen, ward aber von ihren feuersprühenden Augen zu Asche gebrannt. Sie stemmte die Hände in die üppigen Hüften und rief: „Euer Rock ist sadenscheinig genug und über und über voll Fettsleden, und wann Ihr die Augen zumacht, kann ich mit meinem Buben betteln gehen.“

Bei Erwähnung ihres Kindes, das sich bei armen Leuten in Reichardsrode in Pflege befand, winkte der Pfarrer ihr hastig mit den fetten Händen und sah sich ängstlich um. „Versucht, daß die Weiber nimmer das Maul halten können,“ schnob er. Vorsichtig fuhr er fort: „Ich will Dir nur eines sagen, Lonie! Rom ist weit; aber den Bischof in Würzburg schaffen die verdammten Keger nimmer ab. Wart' es ab, wie es ausgehen wird! Wann sie mit weißen Stäben durchs Land strolchen, werd' ich im weichen Nest sitzen.“

„Im weichen Nest, Ihr?“ hohnlachte sie. „In die Kesseln hast Dich setzt und wirst sitzen bleiben. Denn Du magst Dir lieber den — na, ich hätt' bald was gesagt — verbrennen, als daß Du aufsteht. Ja, hat der Baud, der Dein Herrgott ist, Dich so blind gemacht, daß Du nit merkst, daß was im Wert ist? Ist das ein Gehen und Kommen im Dorf, sonderlich seit der Kueffer wieder von seiner Reif' heimkommen ist. Wo ist er gewesen? Kein Mensch weiß es. Alle Augenblick ist einer aus andern Gemeinden da, und ist ein heimlich Gethue. Zur Beicht' kommt schon längst keiner von den Mannsleuten mehr, aber bei der Dammwirthin, da hocken sie dicht beisamm wie die Fliegen auf einem Tropfen Honig.“

„Was kümmert mich ihr Fürhaben?“ ließ sich Seine Ehrwürden gelassen vernehmen.

„Heilige Mutter Gottes, was es ihn kümmert? Daß sich die Bauern um Euch, ihren eigenen Pfarrer, keinen Pfifferling kümmern, das ist's. Nichts gelltet Ihr bei ihnen mehr, und ich will Euch sagen, wie's mit uns ausgehen wird, wenn Ihr nicht bei Zeiten einlenkt. Den Psaffl werden sie Euch eines Nachts vor die Thür schlagen, und nachher wird's lustig sein, wie Ihr und ich mit unserm Buben an der Hand betteln gehen, just wie der Konz Hart mit den seinigen.“

„Du bist verrückt, Lonie,“ schrie Nepomuk Bodel, vor Schrecken in Wuth gerathend.

Aber Jungfer Apollonia stob zornentbrannt aus der Stube und schmeiterte die Thür hinter sich zu, sodas die Wände schüttelten. Der geistliche Herr saß mehrere Minuten wie erstarrt, worauf er wieder zur Gabel griff. Aber der Fisch war inzwischen kalt geworden, und er schob ihn mit einem Seufzer beiseite und suchte Trost im Krüge. Während er sich die weinfeuchten Lippen mit der Zunge abledte, erwog er, daß der Rath seiner Polle so übel nicht wäre. Sie pflegte ihm stets gut zu rathen. Aber wie er den Bauern zum Maul reden sollte, das wußte er nicht. Denn in seinen dicken Schädel war von der reformatorischen Bewegung nichts als das Geschimpf der Gegner über dieselbe eingegangen. Um sich zu unterrichten, war er viel zu träge. „Hol' der Teufel die verfluchten Keger und daß sie die Hölle verschlinge!“ Mit diesen Kraftworten griff er abermals zum Krüge und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen. Schwer fiel es ihm auf die Seele, daß dieses vielleicht sein letzter herzhafter Zug gewesen sein sollte. Melancholisch liefen seine Neugelein in der dürftig ausgestatteten Stube um, ob er nicht etwas fände, das er bei der Dammwirthin versehen könnte? Der Umblick gewährte keinen Trost. Und der Restelch in der Kirche war nur von

Messing! Erschrocken ob des sündigen Gedankens schlug er ein Kreuz. Tiefinnig versenkte er seinen Blick in den leeren Krug und siehe, es kam ihm eine Erleuchtung. Das Herz der dicken Lammwirthin war wohl noch zu rühren, wenn er selbst seine Verebfamkeit an ihr versuchte. Zunächst aber gedachte er des Pfundes Wachs, das Simon Neuffer noch immer der Kirche schuldete.

Schon griff er nach seinem Gute, als ihm einfiel, daß er Simon jetzt nicht treffen würde. Er war sicher wie alle anderen Bauern beim Pflügen. Dennoch hinzugehen, um Ursel über das Schicksal ihrer Schwägerin zu trösten, daran dachte er nicht. Im Gegentheil, mit pfäffischer Logik erkannte er in dem Unglück sofort ein Strafgericht Gottes über die Ketzer, die der heiligen Kirche nicht zahlten, was sie ihr schuldig waren. Dieses Gefühl sprang in dem ehrwürdigen Herrn auf, als er Kaspar Etschlich über den Dorfplatz, auf dem die Kinder lärmend spielten, nach Simon's Hofstätte gehen sah. Kaspar galt im Dorfe als Käthe's Freier.

Die Unglücksbotschaft, die er brachte, drückte ihn schwer. Wieder kam er als Unheil kränzender Nabe! Des Veters kleiner Bube, der auf dem Plage spielte, kam zu ihm herangeprungen, reichte ihm eine Hand und rief eifrig und mit glänzenden Augen: „Du, sie haben die Käthe in 'n Thurm gesperrt; sie hat eine umgebracht.“ Huch, sprang er wieder davon. Es war ein Trost, wenn auch ein leidiger, für Kaspar, daß man in Ohrenbach schon darum wußte. Unter der Linde, die erst ganz kleine braune Knospen hatte, saß der Dhm und sonnte sich. Und Käthe, dachte Kaspar, sitzt in dem kalten, düsteren Weiberturm. Es war der Mauerthurm, auf den die kurze und breite Hoffstättgasse mündete. Dorthin hatte der Stadtrichter die Kernste nach einem ersten Verhör führen lassen. Der Lärm, den ihre Begleitung von Müßiggängern, Weibern, Gassenbuben und Bettlern verursachte, war bis in die auf dem Hofe gelegenen Werträume Etschlich's gedrungen und hatte Kaspar und den Vater vor die Hausthür gelockt. Käthe, zwischen zwei Stadtknechten schreitend, war schon an der Thür vorüber. Tödlich erschrocken rief Kaspar ihren Namen, aber sie schien nicht zu hören. Er wollte zu ihr stürzen, aber die Stadtknechte wiesen ihn unsanft zurück. Jetzt wandte Käthe den Kopf, eine flüchtige Röthe huschte über ihr Gesicht und sie nickte ihm zu. Sein Versuch, in den Thurm zu dringen, dessen Pforte sich aufthat, um das Opfer zu verschlingen, wurde gewaltsam verhindert. Stärker als nachträglich der Schlag, den er dabei von der wuchtigen Partisane des einen Stadtknechts erhielt, schmerzte ihn die aus Käthe's That ausgehende Erkenntniß, wie fest ihr Herz an dem Todten hing und daß all sein Werben bisher umsonst gewesen war.

„Die arme Dirn,“ sagte der Alte bekümmert, nachdem Kaspar erzählt, wessen er Augenzeuge gewesen, und ging mit diesem nach dem Gehöft. „Und just jetzt, just jetzt!“

Sie fanden Ursula auf dem Hofe, wo sie an dem fließenden Brunnen das Küchengeräth scheuerte, während ihr kleines Mädchen die Sperlinge zu haschen suchte. „Wir wissen schon, weshalb Du kommst,“ rief sie Kaspar entgegen. „Die Unglücksdirn, das hat bloß noch gesehlt.“ Die Thränen traten ihr in die Augen. „Aber geh' nur in die Stuben,“ fuhr sie, die Augen mit einem Schürzenzipfel sich trocknend, fort. „Ich komm' gleich nach. Der Bauer ist drinnen, auch der Jodelsamer.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die goldene Uhr.

Nach dem Dänischen des L. C. Rielsen.

Seit langer Zeit habe ich nun schon nicht mehr zu Mittag gegessen. Das heißt, ich habe wohl mittags etwas gegessen, denn ich besaß etwas Brod und Butter und Käse, da Frau Hansen mir kreditirt hatte. Aber jetzt will sie nicht mehr. Ich konnte es ihr gestern anmerken. Als ich von dem Gelde sprach, das ich in Wälde bezahlen würde, und daß sie mir bis dahin schon vertrauen könnte — blidte sie mißtrauisch in die Höh' und sagte gar nichts. Ich glaube, daß ich in diesen Tagen Geld bekomme, dann will ich ihr alles zahlen.

Mit meinen Schuhen ist es auch schlecht bestellt. Aber dafür wird schon Rath werden, wenn ich in einigen Tagen vielleicht acht, vielleicht nur vier, vielleicht —. Wenn es dann nur nicht zu spät ist, so daß sie nicht mehr reparirt werden können!

Es war gestern, die Sonne schien herrlich. Da ich es liebe, im Sonnenschein spazieren zu gehen und viele frohe Menschen zu treffen, ging ich aus.

Wenn man nicht recht kräftig ist, wenn man lange auf dem Krankenslager gelegen und blaß geworden ist und steht dann eines Tages auf und kommt in die warme Sonne hinaus, dann ist es,

als ob man viel heißen Wein tränke. Es wird einem schwindlich, doch es ist ein sonderbarer, sanfter Schwindel. Darum dachte ich nicht an meine Schuhe. Erst als der Schwindel soweit vorüber war, daß ich wieder zu denken vermochte, fiel es mir ein, daß sie durchlöchert waren und auseinanderzugehen drohten —

Ich habe einmal einen Brief gelesen, den ein Vater an seinen Sohn schrieb, — da hieß es: „Achte stets darauf, daß Dein Gut und Deine Schuhe elegant sind, dann wird man Dich für einen Gentleman halten, wie auch immer Deine übrige Bekleidung sein mag.“

Ich glaube, das ist richtig. Ich hatte die Empfindung, als ob viele Menschen mich betrachteten, und wenn ich ihren Blicken begegnete, schienen sie mir unten von meinen Schuhen herzukommen und an mir hinaufzugleiten, neugierig und frech. Gätten sie ein Urtheil über mich abgeben sollen, dann hätten sie mich beurtheilt nach meinen Schuhen.

Einen Augenblick dachte ich daran, nach Hause zu gehen, weil die vielen Augen mich genierten; aber ich war schon weit von Hause entfernt. Und überdies, weshalb sollte ich mich um diese Menschen kümmern, die mich garnichts angingen?

So schritt ich denn weiter, aber ich suchte stets in das größte Gedränge zu kommen. Gelangte ich in einen Menschenhaufen hinein, dann hielt ich mich so lange wie möglich darin.

Ich ging die Hauptstraßen entlang, wo die meisten Leute waren. Vor allem gab es dort viele junge Damen in hellen Kleidern.

Sie kamen meist zu zweien, plaudernd, lachend, leuchtend — eine in weiß, die andere in lila oder ganz hellblau. Es that mir leid, daß ich nicht stille stehen und ihnen nachschauen konnte; aber ich mußte ja darauf achten, in der Menge zu bleiben. Keine von ihnen hätte mich angeblickt, wenn sie meine Schuhe entdeckt hätte. So aber kam es doch hin und wieder vor, daß ihre Augen den meinen begegneten. Gesah das, dann kam dasselbe Gefühl des Schwindels wieder über mich wie vorhin.

Da begegnete mir plötzlich Heinrich. Schon aus weiter Ferne hatte er mich erblickt, sein Antlitz verklärte sich zu einem breiten Lächeln; ich konnte sehen, wie seine Hände sich gleichsam darauf vorbereiteten, die meinen herzlich zu grüden.

„Aber Vester, lebst Du wirklich noch?“

Ich wollte lächeln und brachte wohl auch ein Lächeln zu stande. Er plauderte unaufhörlich, wie nett es sei, daß er mich wiedersähe, und wie oft er an mich gedacht habe.

Um uns entstand, während wir stehen blieben, eine Leere. Ich hatte die Empfindung, daß der elende Zustand meiner Fußbekleidung in all dem hellen Sonnenschein entsehrlich in die Augen fallen mußte. Ich wurde unruhig. Wo sollte ich meine Füße verbergen? Wie sollte ich verhindern —

Jetzt sieht er es — jetzt sieht er es! — fuhr es mir durch den Kopf, und es war, als wenn drinnen gesagt würde — jetzt wird er es sehen!

„Laß uns nicht stehen bleiben!“ sagte ich, als gerade einige Menschen an uns vorbeigingten, „komm!“

Wir schritten hinterher. Ich beeilte mich, gerade hinter ihnen zu bleiben; meine Füße brannten. Er blieb etwas zurück, aber ich schritt immer, sodaß auch er seine Schritte beschleunigen mußte. Sie gingen so schnell, die Menschen vor uns. Er sprach unausgesezt. Ich hörte nichts; ich ging nur, ging und ging.

Gerade als wir sie erreicht hatten, schritten sie quer über die Straße und traten in ein Haus. Ich blieb stehen mir ward traurig zu Muth.

Jetzt hat er es gesehen, dachte ich und ging nun ebenso langsam wie er.

Plötzlich erfaßte er meinen Arm.

„Hör' einmal, willst Du mir einen Gefallen thun?“

„Ja — wenn —“

„Oh ja, Du kannst es leicht. Du hast solch' guten Geschmad. Siehst Du, ich will mir eine Uhr kaufen.“

„Hast Du keine Uhr?“ fragte ich, um doch etwas zu sagen.

„Allerdings, aber sie ist so alt und so langweilig. Aber nun weiß ich nicht recht: soll ich mir eine gute silberne Uhr kaufen oder lieber gleich eine goldene nehmen? Einmal muß ich ja doch eine goldene Uhr haben, nicht wahr?“

„Ja das mußt Du wohl!“ antwortete ich und sah die sonnenhelle Straße entlang, sie schien mir wieder voll neugieriger Augen zu sein. Dann blidte ich verstohlen meine Füße an. Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopf stieg. In meinem Gehirn brauste es, als wollte es springen. Plötzlich fiel mir ein, daß ich unkräftig war. Auch mein Haar war lang und mein Gut — mein Gut! Wie sah mein Gut aus? War das der Grund, weshalb die Vorübergehenden mich so anstarrten? Oder waren es nur die Schuhe, die Löcher — klapperten etwa die Sohlen, wenn ich ging?

Es schwindelte mir; ich hatte die Empfindung, als baumelten meine Füße in der Luft, mitten im hellen Sonnenschein! Die Leute standen stille und lachten. Einige versuchten, mir die Schuhe auszuziehen, vermochten ihrer aber nicht habhaft zu werden.

Da ergriff Heinrich meinen Arm und schüttelte ihn.

„Was ist Dir denn, Mensch? Du bist ja freideweiß!“

Ich versuchte zu lächeln; aber mein Lächeln kam mir eben so defekt vor wie meine Schuhe.

„Es ist nichts!“ sagte ich. „Mir wurde nur schwindlich.“

„Bist Du krank?“

„Nein — das geht wieder vorüber. Jetzt muß ich nach Hause und zu Mittag essen, dann geht es vorüber!“

„Nein, jetzt gehst Du mit mir, hörst Du! Nicht wahr? Hör mich an: Jetzt gehst Du mit mir und hilfst mir eine Uhr ausfinden und dann nachher gehen wir irgendwo hin und nehmen ein feines, kleines Diner, nicht wahr?“

„Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte. So wie ich ausjah, konnte ich doch in kein ordentliches Restaurant hinein-gehen. Merkwürdig, daß Heinrich das nicht begriff! Oder hatte er es nicht gesehen?“

„So, das ist abgemacht!“ sagte er, schob seinen Arm in meinen und zog mich mit fort.

Wir gingen zum Uhrmacher. Als wir eintraten, blickte dieser auf meine Schuhe. Dann glitt sein Blick prüfend, mit unverschämtem Ausdruck, an mir hinauf.

„Ich glaube, ich lächelte, als ich es bemerkte; vielleicht zog sich mein Mund aber auch nur zusammen.“

Der Uhrmacher holte eine Menge Uhren hervor, silberne und goldene.

„Nun hilf mir!“ sagte Heinrich. „Was meinst Du? Scheint Dir nicht, daß ich eine goldene Uhr nehmen sollte?“

„Wenn Du das Geld dazu hast —“

„Ich war sehr hungrig und matt. Mein Aussehen peinigte mich. Doch hatte ich Gelegenheit zu sehen, daß mein Gut einigermaßen ausah. Danach hatten die Leute also nicht gesehen. Ich schielte verstohlen nach meinen Schuhen; merkwürdig, daß sie überhaupt noch zusammenhielten bei all den vielen Rissen und Löchern. Und damit sollte ich ein Restaurationslokal betreten?“

„Ich muß jetzt gehen, Heinrich!“

„Gehen? — Bist Du verrückt? Wir werden jetzt nicht lange mehr wählen und dann —“ Er wandte sich an den Uhrmacher und begann von neuem, die Uhren durchzusehen.

Schließlich nahm er eine große, goldene Uhr in die Hand. Der Uhrmacher tippte leicht mit dem Fingernagel an das Gehäuse:

„Chronometer!“ sagte er, „sehr fein, garantiert —“

„Wie viel kostet sie?“

„185 Kronen!“

Heinrich stand lange da und untersuchte sie. Er sah sehr vergnügt aus.

„Findest Du nicht, daß ich sie behalten sollte?“ fragte er und zeigte mir die Uhr. Ich nahm sie in die Hand. Vielleicht irre ich mich, aber ich glaube, sie zitterte.

Es war eine große, merkwürdige Uhr. Sie hatte ein doppeltes Gehäuse und sollte nicht eine Minute im Jahre verlieren! Jedesmal, wenn sie schlug, spielte sie eine Melodie, eine kleine, dünne Melodie, immer dieselbe, vierundzwanzig Mal täglich. Die Idee, daß sie immer dieselbe kleine, dünne Melodie spielte, amüsierte Heinrich außerordentlich.

„Ist das nicht komisch?“ sagte er und lächelte verschämt. „Findest Du das nicht komisch? Meinst Du nicht auch, daß ich sie kaufen sollte?“

„Allerdings . . . Das solltest Du thun!“ antwortete ich und wiegte sie hin und her in der Hand, wie ein Kind.

„Ja? — ja, dann bleibt es also dabei?“ sagte er, sich zum Uhrmacher wendend. Dieser verbeugte sich.

„Das macht also wieviel?“

„185 Kronen!“

Heinrich holte sein Taschenbuch hervor und zählte das Geld auf den Tisch, immer einen Schein nach dem anderen. Die Silbermünzen, die er im Portemonnaie hatte, mußte er auch mit zu Hilfe nehmen. Der Uhrmacher verbeugte sich und begleite uns zur Thür. Wir war es, als sei er stehen geblieben, um mir nachzusehen.

„Ich freue mich sehr, daß Du mitgegangen bist!“ sagte Heinrich, als wir draußen auf der Straße standen. „Ich glaube nicht, daß ich ganz allein hätte wählen können.“

„Oh — doch!“ lächelte ich.

„Aber sie hat doch mehr gekostet als ich erwartet hatte. Nicht wahr? Scheint Dir nicht auch, daß es viel Geld ist?“

Viel Geld! — viel Geld? fuhr es mir durch den Kopf, — viel Geld — was ist viel Geld?

„Ich weiß nicht!“ antwortete ich. Ich fühlte, wie der Schwindel wiederkehrte.

„Das ist dumm, nun habe ich nicht mehr so viel Geld bei mir, daß wir diniren können!“

„Ja, aber Bester, das schadet doch nichts —“

„Doch! Es ist recht ärgerlich. Ich hatte mich gerade so darauf gefreut, mit Dir zusammen zu essen!“

Langsam schritten wir die Straße hinunter. Sie lag im hellsten Sonnenschein und viele junge, lichte Frauengestalten bewegten sich darauf. Heinrich grüßte oft; er sprach unausgesetzt und sah aus, als ob ihm ein großes Glück widerfahren sei.

Das Blut fauste mir vor den Ohren. Hin und wieder meinte ich blind geworden zu sein. Ich glaubte Hunger zu spüren, fühlte aber keine Schmerzen. Nur meine Füße brannten und beim Gehen hatte ich die Empfindung, als ob sie geschwollen seien.

Da blieb Heinrich stehen und zog die goldene Uhr aus der Tasche:

„So, nun muß ich schleunigst nach Hause zum Mittagessen! Ja, ja, also dann ein anderes Mal, willst Du denn mit mir diniren?“

„Ja, danke sehr! — Wenn Du —“

„Da treffen wir uns wohl bald? Nicht wahr? Jetzt muß ich aber nach Hause. — Leb' wohl!“

„Adieu, Heinrich!“

Dann nahm er einen Anlauf und sprang auf einen Omnibus, auf dem er hinten stehen blieb.

„Besten Dank für Deine Hilfe!“ rief er hinter mir her.

Ich schritt mitten in einen Menschenhaufen hinein. Warum, wußte ich nicht, aber mir war, als müßte ich zwischen ihnen gehen.

Nach einer Weile schaute ich mich um. Der Omnibus fuhr in einer engen Straße, die er fast ganz ausfüllte. Heinrich stand immer noch hinten drauf. Als er mich erblickte, winkte er mit der Hand, und ich glaubte zu sehen, daß sein Antlitz sich zu einem breiten, sonnigen Lächeln verklärte. —

## Kleines Feuilleton.

— Künstliche Zähne. Schon bei ägyptischen Mumien sind, wie in der „Köln. Volksztg.“ berichtet wird, künstliche Zähne, aus hartem Holze geschnitten, gefunden worden. Bei den Römern wurden neben dem Holz auch Elfenbein oder Knochen zur Herstellung benutzt. Das Mittelalter scheint keine Neuerung in der Art des Zahn-Ersatzes eingeführt zu haben; etwas später finden wir aber schon recht bald die gelegentliche Verwendung von menschlichen Zähnen erwähnt. Erst vom 18. Jahrhundert ab kommen falsche Zähne, die bis dahin immerhin nur ganz vereinzelt gebraucht wurden, für etwas größere Kreise in Betracht. Damals wurden allerdings sehr häufig ausgezogene Zähne benutzt, um einen möglichst natürlichen Zahn-Ersatz zu erhalten. Kirchhöfe und gelegentlich die Schlachtfelder mußten einen großen Theil der falschen Zähne liefern. Dies galt noch bis in unser Jahrhundert hinein. Daß es bei der Verwendung dieser Art Zähne nicht ausgeschlossen war, daß gelegentlich Uebertragungen von Krankheiten vorkamen, liegt auf der Hand. Appetitlicher, aber jedenfalls nicht so nützlich, waren die Zähne, welche aus Elfenbein bezw. Walroß, was noch widerstandsfähiger als jenes ist, hergestellt waren. Aber auch auf diese Zähne wirkten, da sie ja aus Zahnbeinmasse von Thieren bestanden, die im Munde vorkommenden Schädlichkeiten ein, es bildete sich Erweichung und Fäulnis, und die künstlichen Zähne waren schließlich nicht mehr zu gebrauchen. Die Herstellung der Gebisse war damals außerordentlich schwierig und zeitraubend, da sie mit Stichel und Feile aus einem Stück Walroßzahn herausgearbeitet werden mußten. Für ein größeres Gebiß soll die Anfertigungszeit im Durchschnitt sechs Wochen betragen haben. Die Idee, die künstlichen Zähne aus Porzellan-Masse anzufertigen, wie sie heute ausschließlich in Gebrauch sind, ging am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem französischen Chemiker aus. Ein Landsmann von ihm, ein Zahnart Chémant, suchte dessen Ideen zur Ausführung zu bringen, ohne daß es ihm jedoch gelingen wäre, eine Ummwälzung auf diesem Gebiete herbeizuführen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die von ihm fabrizirten Zähne sehr viele Mängel aufwiesen. Aber daß er es zu seinem durchschlagenden Erfolg brachte, war zum großen Theil dem Reid und der Wirkungs seiner Kollegen zu verdanken. Manche derselben fürchteten, daß beim Gelingen seiner Versuche ein Theil ihrer Patienten zu ihm übergehen würden. Durch Chémanten aller Art brachten sie es fertig, daß der gewählte Mann schließlich Frankreich, und damit auch die Stätte seiner Versuche verließ. Chémant ist trotz allem ein großes Verdienst über die Einführung der Porzellan-zähne zuzuschreiben. Es waren Mittheilungen über sein Verfahren in weitere Kreise gedrungen, und seitdem beschäftigte sich eine Reihe von Zahnärzten damit, die künstlichen Zähne für ihre Patienten selbst aus Mineralmasse herzustellen. Eine vollständige Verdrängung der Beinzähne vermochten die so hergestellten Zähne jedoch noch nicht herbeizuführen. Sie waren zu plump und zu schwer, Form und Farbe war meist nicht sehr natürlich, und vor allem ließ die Festigkeit der Masse sehr zu wünschen übrig. Hier konnte nur eifriges Experimentiren und unermüdeliches Arbeiten an Verbesserungen zum Ziel führen. Dieses Streben war nicht ohne Erfolg, und wir finden Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts die Fabrikation künstlicher Mineralzähne in größerem Maßstabe von England aus betrieben, dem bald in Amerika ein gewaltiger Konkurrent auf diesem Gebiete entstand. Die beiden Firmen, welche damals in dieser Fabrikation die Führung übernahmen, haben bis heute diese Rolle beibehalten. Infolge der schließlich fast allein üblichen Anwendung von Gold als Basis der Gebisse war der Ersatz verlorener Zähne immer noch nur den sehr bemittelten Massen möglich. Dies änderte sich erst, als im Jahre 1853 mit der Anwendung von Kautschuk für die Gammennplatte begonnen wurde. Nicht nur war das Material viel billiger als Gold, sondern vor allem war auch die Herstellung bedeutend einfacher und weniger zeitraubend. Immer weitere Kreise konnten sich die Wohlthat eines brauchbaren Ersatzes zugänglich machen, und so stieg bald die jährliche Erzeugung von künstlichen Mineralzähnen auf viele Millionen. Die heute hauptsächlich in Gebrauch befindlichen Zähne bestehen also aus besonders präparirter Porzellanmasse, in welche an der Rückseite zwei Platinstiftchen fest eingebraunt sind. Soll nun ein Goldverlöthet; für eine Kautschukplatte werden sie so gebogen, daß sie gleichsam Widerhaken bilden, um welche der Kautschuk in weichem Zustande gepreßt wird, und die nachher ein Herausgleiten aus der gehärteten Platte verhindern. Die verschiedenen Farben der künstlichen Zähne werden durch Aufbrennen von bestimmt gefärbten Glasuren erzielt. Was den Handel mit den beschriebenen Zähnen betrifft, so gehen jährlich Millionen Mark dafür ins Ausland. Neuerdings sind nun auch in Deutschland zwei Fabriken errichtet worden, die sich mit der Herstellung der Porzellan-zähne beschäftigen. —

**Kulturhistorisches.**

— Um die Ehre, die erste Zeitung in Europa herausgegeben zu haben, streiten sich die Niederlande, Belgien und Frankreich. Brüssel begründet seinen Anspruch unter Hinweis darauf, daß bereits im Jahre 1605 in Brüssel die „Nieuwe Eydvinghen“, ein unregelmäßig erscheinendes militärisches Bulletin, erschienen ist. Demgegenüber hebt Frankreich hervor, daß in Paris schon 1494 während des Feldzuges Karls VIII. gegen Italien den heutigen Extrablättern ähnliche Berichte ausgegeben wurden, die über den Stand der Dinge im Felde, die Kämpfe, Siege u. unterrichteten. Die jetzt mit solchem Eifer begonnenen bibliographischen Forschungen haben nun festgestellt, daß derartige Extrablätter schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Oesterreich, England und in Italien üblich gewesen sind, wo über Naturerscheinungen, Unfälle und Morde ein regelmäßiger Nachrichtendienst in Flugblattform sich ausgebildet hatte. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde schon in Köln eine regelmäßige, wöchentlich erscheinende Korrespondenz herausgegeben. Erst 1608 erschien in London das erste Wochenblatt „Weekly News“; hierauf folgte Straßburg 1609 mit einer Wochenchrift. In Frankreich erschien sogar erst 1631 ein regelmäßiges Wochenblatt „La Gazette“.

**Meteorologisches.**

n. Ein Schwefelregen fiel wiederum in der Nacht vom 2. Mai in Nord-Frankreich im Departement Calvados, und das meteorologische Bulletin dieses Departements veröffentlicht einen ausführlicheren Bericht über diese Naturerscheinung. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß die sogenannten Schwefelregen mit Schwefel gar nichts zu thun haben. Das genannte wissenschaftliche Bulletin meint zwar, daß auch ein Regen von wirklichem Schwefel nichts Unmögliches sei. Ebenso wie sich der Regen durch den von großen Fabrikplätzen aufsteigenden Kohlenstaub gelegentlich schwarz färbt und dann als Eitenregen bezeichnet wird, so könnte auch einmal in der Umgebung von Vulkanen, die große Mengen von Schwefeldampf in die Luft senden, ein Regen niederkommen, dem Floden wirklichen Schwefels beigemengt wären. Beobachtet ist aber ein solcher Regen unseres Wissens noch nicht. Die von Zeit zu Zeit gemeldeten Schwefelregen haben vielmehr eine ganz andere Veranlassung. Als der gelblichbraune Stoff in dem Regen von Calvados unter dem Mikroskope untersucht wurde, stellte sich derselbe als ein Gemenge von Blütenstaub einer Kiefer heraus. In Süd-Frankreich, besonders in der Umgebung von Bordeaux, wo sich ungeheure Kieferwälder ausdehnen, ist die Beimengung solchen Blütenstaubes gar nicht so sehr selten. Jedes Körnchen besteht aus einem winzigen Körper mit zwei Flügeln, und diese Gestalt, verbunden mit dem äußerst geringen Gewicht, giebt dem Winde die Möglichkeit, große Massen von diesem Blütenstaube mit sich fortzutragen. Da aber solcher Regen immerhin auch nicht zu den häufigen Erscheinungen zählt, so muß wohl der Zustand der Luft für ihr Zustandekommen noch ein besonderer sein. Man hat vielfach Wirbelsürme dafür verantwortlich machen wollen. Das kann aber nicht zutreffen, da z. B. der Schwefelregen von Calvados von keinem verheerenden Sturm begleitet war und sich auf ein weites Gebiet ausdehnte, während die Wirbelsürme nur eine sehr kleine Ausdehnung zu besitzen pflegen. Wahrscheinlich wird der Blütenstaub einfach mit dem aufsteigenden Luftstrome heißer Tage in die Höhe getragen, um dann von einem Regen wieder zur Erde geschwemmt zu werden.

**Aus dem Thierleben.**

u. Der Specht als Forstschädling. Während die Spechte im allgemeinen nützliche Vögel sind, da sie die den Bäumen schädlichen Insekten fleißig vernichten und die Schädlinge unter der Baumrinde hervorzuholen wissen, erweisen sich diese Vögel doch in Einzelfällen als Forstschädlinge, und diese Fälle sind um so bemerkenswerther, als sie zugleich ein Verlagen des sonst untrüglichen Instinkts dokumentiren. Wenn nämlich in einem Wald, der aus einer bestimmten Art von Bäumen besteht, ein Baum einer anderen Baumart steht, z. B. eine Linde in einem Buchenwalde, so fällt dem Specht dieser Baum sofort als Besonderheit auf; aber wenn er auch in anderen Wäldern sehr viele Linden gesehen hat, so erkennt er diese einzelne Linde doch nicht als andere Baumart, sondern er hält diesen Baum einfach für einen kranken Baum; und da sein Instinkt ihn lehrt, als Ursache jeder Baumkrankung Insekten zu suchen, welche in dem jungen lebenden Holz ihre Gänge bohren und die Säftströmung in den Pflanzenzellen aufhalten, so sucht der Specht auch als Ursache der ihm fremdartigen Baumerscheinung schädliche Insekten, und um sie zu finden, bohrt er den ganz gesunden Baum an und bohrt, da er die Feinde nicht findet, immer weiter und weiter, bis er seinerseits den ganz gesunden Baum in bester Absicht zerstört hat.

**Technisches.**

— Bantzen auf lockerem Kies. Lockerer Kies gehört in bautechnischer Hinsicht zu den nicht tragfähigen Bodenarten. Alle gebräuchlicher Mittel, tragfähige Fundamente in solchen Kieselstichten herzustellen, sind kostspielig und zeitraubend. Als man in Ehingen (Württemberg) kürzlich bei den Grundarbeiten für eine feinerne

Bogenbrücke auf lockerem Kiesgrund stieß, brachte man, wie das „Zentralblatt der Bauverwaltung“ mittheilt, ein sehr einfaches Verfahren zur Herstellung eines festen Baugrundes in Anwendung. Man durchtränkte den Kies mit dünnflüssigem Zement, den man durch 40 Millimeter weite, in den Kies hineingetriebene Mannesmannröhren hineinpumpt, wobei man durch allmähliches Herausziehen der Röhren die Zwischenräume des Kiesel in allen Schichten gleichmäßig mit Zement ausfüllte und so den Kies in einen festen Betonblock verwandelte. Das Verfahren soll sich gut bewährt haben.

**Humoristisches.**

— Lazonisch. Steuerbeamter: „Herr Rechtsanwalt, Ihr angebenes Einkommen scheint der Behörde zu niedrig.“ — Rechtsanwalt: „Scheint mir auch so, ist aber leider richtig.“ — — Beruhigend. Chemie-Professor (zu den Hörern): „Das Experiment mit diesem Explosivstoff ist äußerst gefährlich, aber, meine Herren, Sie sind ja gegen Unfälle versichert.“ — — Schnell gefast. Arzt: „Was Ihnen fehlt, das ist Luft und Bewegung.“ — Patient: „Aber, Herr Doktor, ich bin ja Briefträger hier in der Stadt.“ — Arzt: „Na eben... Sie müssen Landbriefträger werden.“

**Vermischtes vom Tage.**

— Die Spargelernte ist in diesem Jahre in Braunschweig nicht gut ausgefallen. Infolge des kalten Wetters, besonders im Mai, war die Ernte so gering, daß die großen Konservenfabriken ihren Bedarf bei weitem nicht haben decken können, und es ist zu erwarten, daß die Preise für konservirten Spargel im Winter steigen werden. — — In der Umgebung von Braunschweig und am Harz ist das Hochwasser schnell gefallen. Jede Gefahr ist beseitigt. — Das Hochwasser hat in dieser Gegend verheerend gehaust. Auf dem Brocken wurden von Sonntag Nachmittag bis Montag früh nicht weniger als 130 Millimeter Regen gemessen, in wenigen Stunden fast eben so viel, wie unter normalen Verhältnissen im mitteldeutschen Tieflande in einem ganzen Vierteljahr. In Lautenthal sind alle Brücken zerstört und der Kurpark vernichtet. In Wernigerode sind Holtemme und Zillierbach ausgetreten und haben besonders die Gärten arg mitgenommen. In Harzburg hat die Radan Schutzmauern weggerissen und Verwüstungen angerichtet. In Der stürzte eine Fabrik ein. In Jellerfeld sollen bei den Rettungsarbeiten mehrere Personen den Tod gefunden haben. In Seeßen sollen beim Einsturz einer Brücke zwölf Menschen in die Fluten gestürzt und die Mehrzahl ertrunken sein. Auch in Ohrum sind einige Personen ertrunken. Die ganze Niederung bis Wienenburg gleich einem See. — — Im Moorbruch bei Liebensthl versunken ist ein auf einem Patrouillenritt begriffener Klavasser. Noth und Reiter sind sofort in den Morast eingekunten und hilflos umgekommen. — — Eine eigenartige, ansteckende Krankheit, wie sie ähnlich vor einiger Zeit aus Ungarn gemeldet wurde, Haarfallkrankheit von dem Arzt genannt, herrscht seit mehreren Wochen unter den Schülern aller Schulklassen in Merxheim. Den erkrankten Kindern fallen die Kopfsaare an einzelnen Stellen in kreisförmiger Form wie rasst aus. Anfangs kann sichtbar, erreichen die rötlich umgrenzten Ringe bald die Größe eines Fünfmarkstückes; sie werden oft an mehreren Kopfstellen zugleich wahrgenommen. Auf Anordnung der Behörde wurden sofort alle erkrankten Schüler vom Unterricht ausgeschlossen und gleichzeitig gründliche Meinigungen und Desinfektionen in den Lehrsälen vorgenommen. Auch erwachsene Personen sind von diesem Uebel befallen. — — In Wielitz erschof ein Gährführer die 34jährige Gattin eines Brauführers, die Mutter dreier Kinder. Er war von einer heftigen Leidenschaft für sie erfaßt, fand aber keine Erwidernng. Er tödtete sich dann durch zwei Schüsse selbst. — — Ein seltener Schatz ist in der Nähe von Triest dem Meere entrissen worden. Bei der zweiten französischen Okkupation von Triest im Anfang dieses Jahrhunderts, versank infolge einer Pulverexplosion die französische Fregatte „Danae“ mit der Kriegskasse an Bord. Gegenwärtig wird sie mit Dampfträhnen gehoben und dürfte am Donnerstag nach fast 9 Jahrzehnten ans Tageslicht kommen. — — Auf der französischen Westbahn tragen jetzt die einzelnen Wagen große, deutlich sichtbare Kennzeichen: Bilder von Sternen, Schwalben, Hasen, Fahnen u. s. w. Man hilft auf diese Art und Weise dem vergehligen Publikum und vermeidet bei Abfahrt des Zuges das unwillige Herumdrehen und Suchen nach dem verlassenem Waggon, denn die Wagenbilder merkt man sich besser als eine vier- bis fünfziffrige Wagenzahl. — — Ein von Belfast abgelassener Personenzug fuhr auf einen leeren, in Station Larne auf einem Nebengleise haltenden Sonderzug. Elf Passagiere wurden verletzt, darunter fünf ernstlich.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 17. Juli.